

Stuck in limbo

Psychosoziale Dynamiken von Immobilisierung

Simon Arnold, Andreas Jensen, Magdalena Kuhn, Rana Zokai und Jan Lohl

Zusammenfassung

Ausgehend von der Vorstellung des Limbus als quälendem Raum des ewigen Wartens, beleuchtet der Beitrag die psychodynamischen Dimensionen von Immobilisierung im Kontext der psychosozialen Arbeit mit Geflüchteten. Dafür wird auf Interviewmaterial zurückgegriffen, das im Rahmen eines Forschungsprojekts am Sigmund-Freud-Institut zu den Bedarfen und Belastungen von Geflüchteten und Mitarbeitenden der Geflüchtetenhilfe erhoben und ausgewertet wurde. Entsprechend dieser doppelten Perspektive auf die psychosoziale Versorgung von Geflüchteten, geben die Autor*innen einen Einblick sowohl in die Erfahrungsräume der Helfenden sowie auch derjenigen Geflüchteten, die an Angeboten der psychosozialen Versorgung partizipieren. Der Beitrag versteht sich dabei als eine psychoanalytische Ergänzung zu Auseinandersetzungen mit sozialen Praxen der Immobilisierung, insofern die Autor*innen das subjektive Erleben der Akteur*innen, deren sozialen Figurationen und biographischen Erfahrungen in den Mittelpunkt der Analyse stellen. Der Beitrag beginnt mit einer kurzen Skizze des besagten Projekts und beschreibt die Felderfahrung des Forschungsteams, in der sich bereits szenisch die immobilisierende Wirkung andeutet, deren Erleben für Geflüchtete und Mitarbeitende der Geflüchtetenhilfe im Anschluss anhand der Analyse eines Interviews und einer Fokusgruppe aufgeschlüsselt werden soll. Zuletzt werden die Ergebnisse in Zusammenhang mit psychoanalytischen Theorien zu Trauma, Hoffnung und dem Zeit- und Raumerleben gebracht, die den Beitrag mit einigen weiterführenden Gedanken abschließen.

Summary

Taking the idea of limbus as a tormenting space of eternal waiting as an underlying concept, this article sheds light on the psychodynamic dimensions of immobilisation in the context of psychosocial work with refugees. To this end, it draws on interview material that was collected and evaluated in the context of a research project at the Sigmund Freud Institute on the needs and burdens of refugees and employees of the refugee assistance centre. In accordance with this double per-

spective on the psychosocial care for refugees, the authors provide an insight into the experiences of the helpers as well as those refugees who participate in the psychosocial care services. The article is intended as a psychoanalytical supplement to the discussion of social practices of immobilisation, insofar as the authors focus on the subjective experience of the respective actors, their social figurations and biographical experiences to be the centre of the analysis. The article opens with a short outline of the project and describes the field experience of the research team, in which the immobilising effect is already indicated scenically. The experience of refugees and employees of the refugee assistance centre will be broken down by means of the analysis of an interview and a focus group. Subsequently, the results are connected to psychoanalytical theories on trauma, hope and the experience of time and space, which then conclude the article along with some further thoughts.

Von Toren, Türhütern und Gesetzen: Eine Einleitung

Franz Kafka erzählt in seiner Parabel *Vor dem Gesetz* (1915/1976) die Geschichte eines Mannes dem, Einlass zum Gesetz erbittend, von einem Türhüter der Zugang verwehrt wird. Widerwillig, aber letztlich durch die imposante Drohung eingeschüchtert, entschließt sich der Mann, »doch lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt« (ebd.: 120). Auf einem Schemel im Vorraum hadert er mit diesem Schicksal, hatte er doch eine lange Reise auf sich genommen und ist der Überzeugung, dass das Gesetz jedem offenstehe. Doch was er auch versucht und wie viele Verhöre und teilnahmslose Fragen er über sich ergehen lässt, sein Wunsch und auch sein legitimer Anspruch, Einlass zum Gesetz zu finden, bleiben unbefriedigt. Die Erzählung zeichnet ein Bild vergeblichen Wartens, der Langeweile und der Qual des Limbus. Die Vorstellung eines solchen Vorraums – der Vorhölle und der unverschuldet zu ertragenden Leiden – verbindet Kafkas Geschichte mit der Situation vieler Geflüchteter nach der Flucht. Der Limbus beschreibt die *Zwischenräume des Ankommens*, in denen sich Geflüchtete befinden sowie die immobilisierende Dynamik, die sich in der Auseinandersetzung mit den undurchsichtigen sozialen und rechtlichen Bedingungen *vor dem Gesetz* der Ankunftsgesellschaft entfaltet.

Im Nachfolgenden sollen die Praktiken der Immobilisierung in ihrer gesellschaftlichen Situierung und ihren psychischen Auswirkungen aus psychoanalytischer Perspektive verfolgt werden. Dabei wird versucht nachzuspüren, wo solche Praktiken potenziell auf soziale Figurationen und biographische Erfahrungen treffen und dadurch eine Eigendynamik entwickeln und nachwirken – oftmals lange nachdem die aufenthaltsrechtlichen Fragen geklärt sind. Die Empfindung von Immobilität, von Steckenbleiben, Nicht-weiter-kommen, der Bewegungsunfähigkeit und das Gefühl des ewigen Wartens werden seit langem mit psychischen Krankheit-

ten assoziiert, insbesondere mit schwerer Depression oder Traumatisierung (vgl. Schmithüsen 2004). In der Forschung zu Flucht und Migration ist ein sequentielles Konzept formuliert worden, das ein Trauma nicht als einmaliges Ereignis, sondern als längeren psychischen Prozess unterschiedlicher Sequenzen charakterisiert (vgl. Zimmermann 2012; Becker 2006; Keilson 1979). Erst in ihrer Kumulation konstituieren sich vergangene belastende Erlebnisse zu jenem Trauma, das sie von da an immer gewesen sein werden. Die psychischen Dynamiken nach der Flucht – insbesondere die Anfangszeit am Ankunftsort und die Chronifizierung der Vorläufigkeit – werden durch ein Interview mit einem Geflüchteten und einer Fokusgruppe mit Mitarbeiter*innen in der institutionalisierten psychosozialen Geflüchtetenhilfe beschrieben. Dadurch werden ebenjene Praktiken der Immobilisierung beleuchtet, die Geflüchtete vor allem während ihrer Zeit in den Erstaufnahmeeinrichtungen erleiden müssen.

Begleitforschung zur institutionalisierten Geflüchtetenhilfe und szenische Immobilisierung in der Forschungssituation¹

Im Rahmen des Forschungsprojekts *Verlust, Trauma, Integration* wurde unsere Arbeitsgruppe am Sigmund-Freud-Institut in Frankfurt a.M. Ende des Jahres 2018 vom Hessischen Ministerium für Soziales und Integration mit dem Auftrag betraut, die vier Zentren für psychosoziale Versorgung von Geflüchteten in Hessen wissenschaftlich zu begleiten. Auf Landesebene bilden diese vier Psychosozialen Zentren (PSZ) das Kernstück der institutionalisierten Geflüchtetenhilfe und bieten als erste Anlaufstelle u.a. (aufsuchende) Beratungen, Gruppenangebote und therapeutische Kriseninterventionen in den Erstaufnahmeeinrichtungen an (vgl. Witzel 2020; Leuzinger-Bohleber/Hettich 2018; Leuzinger-Bohleber et al. 2017).

Mittels einer Kombination von quantitativ-statistischen und qualitativ-hermeneutischen Methoden wurden sowohl die geflüchteten Klient*innen als auch die Mitarbeiter*innen der psychosozialen Zentren zu ihren persönlichen Geschichten, Belastungsmomenten, psychischen Symptomatiken, Unterstützungsbedarfen und Wirksamkeitstheorien der eigenen Praxis befragt. Das Forschungsdesign trägt damit der Vorstellung Rechnung, die Erstaufnahmeeinrichtungen im Verbund mit den psychosozialen Angeboten als Räume zu begreifen, in denen die Geflüchteten mit den dort tätigen Sozialarbeiter*innen, Psycholog*innen, Psychotherapeut*innen und Dolmetscher*innen das System *Geflüchtetenhilfe* entstehen lassen. Diese gemeinsame Inszenierung findet aber unter der Maßgabe gesellschaftlicher Verhältnisse, rechtlicher Bestimmungen und Praktiken der Immobilisierung statt,

¹ Eine längere Beschreibung der Forschungssituation und des psychoanalytischen Verständnisses der Szene findet sich in Arnold et al. (2020).

welche die psychosoziale Arbeit mit Geflüchteten und die damit verknüpften psychischen Dynamiken bis ins Innerste prägen. So naheliegend diese Doppelperspektive auf diese anderen Orte oder Heterotopien (Foucault 1967/1984) ist, so ungewöhnlich bleibt sie leider in der Forschungslandschaft zu Flucht und Migration.

Das Projekt ermöglichte den Forscher*innen einen unmittelbaren Einblick in die Lebens- und Arbeitssituation von Helfenden und Geflüchteten. So spiegelt sich der Komplex um Flucht und Hilfe, aber auch die Dialektik der Immobilisierung², szenisch in der Begegnung mit den Bewohner*innen, in der Beziehung zwischen den Forscher*innen und den Teilnehmer*innen der Fragebogenerhebung und Interviewten, aber auch in den Strukturen der beteiligten Institutionen und Akteur*innen. Als Forschungsteam stießen wir auf Widerstände und Hinweise, dass der Zugang zu den jeweiligen Einrichtungen nicht möglich sei. Vorbehalte gegenüber den Forschungsaktivitäten äußerten sich auch vordergründig in der Sorge um die Geflüchteten, die – so die Annahme – durch die Befragung zu stark aufgewühlt werden könnten.

Weitere Hindernisse ergaben sich aus der geographischen Lage der Erstaufnahmeeinrichtungen. Auf dem Weg ins »Feld« musste das Forschungsteam mehrstündige Anfahrten mit einem PKW auf sich nehmen, während eine Anreise mit öffentlichen Verkehrsmitteln schlichtweg unmöglich gewesen wäre. Dies spiegelt das Verhältnis von Zentrum und Peripherie, das es für die Forschung, aber auch für viele der psychosozialen Fachkräfte und Ehrenamtlichen zu überwinden gilt. Als Erstaufnahmeeinrichtungen werden häufig im Staatsbesitz befindliche Liegenschaften, z.B. ehemalige Kasernen³, revitalisiert. Die so entstandenen Unterkünfte sind meist peripher gelegene Räume und haben diese Stellung historisch vor allem auch mit Psychiatrien gemein. Zudem entstand vor Ort der Eindruck einer hermetischen Institution durch teilweise mehrere Meter hohe Zäune. An den Sicherheitsschleusen angekommen, erwartete die Besucher*innen – trotz Voranmeldung – längeres Warten und funkendes Sicherheitspersonal. Es erfolgten die Aufforderung zum Vorzeigen der Ausweisdokumente sowie das Einsammeln und deren Austausch gegen Besucherausweise.

Nach dem Einlass war es Usus, dass das Forschungsteam begleitet durch Wachpersonal durch die Einrichtungen ging, um für die Teilnahme an der Erhebung

2 In dem vorliegenden Beitrag wird die These vertreten, dass es sich bei der Immobilisierung um ein Phänomen handelt, das sich in einem dialektischen Verhältnis zwischen äußerer und innerer Realität konstituiert. Demnach drängen (äußere) immobilisierende soziale Verhältnisse das Subjekt in eine Passivität hinein, die wiederum auf einen (inneren) psychischen Widerhall im Subjekt stoßen. Zudem beinhaltet die sozialarbeiterische oder therapeutische Beziehung immobilisierende Momente, die Ruhe, Reflexion und ein Zu-sich-selbst-Kommen erst ermöglichen.

3 Siehe dazu auch den Beitrag von Julia Devlin in diesem Band.

zu werben und die Menschen »abzuholen«. In manchen Einrichtungen durften Forscherinnen das sogenannte Männerhaus zum »eigenen Schutz«, wie es hieß, nicht betreten. In den Wohnanlagen klopfte das Sicherheitspersonal mit der ganzen Faust an die Zimmertüren und schloss – nur in seltenen Fällen auf eine Antwort wartend – direkt im Anschluss auf, um den Forscher*innen die Räumlichkeit zu »präsentieren«. Dieser Erstkontakt und das Eindringen in die Privatsphäre der Geflüchteten haben verständlicherweise Misstrauen hervorgerufen oder verstärkt und zumindest im Forschungsteam Assoziationen zu polizeilichen Abschiebe- oder Untersuchungspraktiken evoziert. Eine fotografische Dokumentation dieser Situation war strengstens verboten.

So beginnt sich bereits in der Forschungssituation die Wirkung immobilisierender Strukturen und Praktiken szenisch anzudeuten, deren Konturen und psychischen Niederschläge in den geführten Interviews dann hermeneutisch rekonstruiert werden konnten.

»Weil ich ohne Hoffnung, ohne Sinn vor dem Auge, einfach nur existiere«. Psychische Dynamik der Immobilisierung bei einem Geflüchteten

Unter den sozialen, politischen und rechtlichen Bedingungen der Ankunftsgesellschaft geraten Menschen, die aufgrund unzumutbarer Lebensumstände aus ihrer Heimat fliehen mussten, in einen Zustand der Passivität und des ewigen Wartens. Die Ankunft ist dementsprechend ambivalent. Dies zeigt sich anhand der Interviews: So berichten Geflüchtete davon, in Deutschland zwar ein Gefühl physischer Sicherheit zu erfahren – die häufig lebensnotwendigen Anstrengungen während der Flucht weichen zunehmend Momenten der Ruhe – doch wird auch deutlich, wie widersprüchlich die aktuelle Lebensrealität und wie kränkend der Wechsel von einem Zustand der Aktivität in die Passivität erlebt wird.

Um das (Er-)Leben von Geflüchteten unter derartigen Bedingungen in seinen psychodynamischen Dimensionen beleuchten zu können, soll im Folgenden die Fallvignette eines geflüchteten Mannes aus Eritrea vorgestellt werden.

Herr F. (Name anonymisiert) ist 29 Jahre alt und lebt seit fünf Jahren in Deutschland. Während des Interviews schildert er den langen, leidvollen Weg seiner Flucht. Obwohl Herr F. dabei einen routinierten Eindruck erweckt – vermutlich musste er von seiner Flucht schon diverse Male berichten – wird deutlich, wie kräftezehrend und einschneidend die Erlebnisse für ihn gewesen sein müssen. So beschreibt Herr F. unter anderem eine versuchte Zwangsrekrutierung durch das eritreische Militär und Foltersituationen, die er in Libyen erleiden musste. In diesen lebensbedrohlichen Situationen habe ihm die Hoffnung auf ein besseres Leben in Europa Kraft gegeben. Ihren Ausdruck findet diese Hoffnung

in äußerst positiven Bildern von einer zukünftigen Heimat, in der Entwicklung und Frieden möglich erscheinen und in der Herr F. willkommen geheißen und nicht vertrieben wird – in anderen Worten, in denen er ein neues Zuhause findet. Tendenziell wurden diese Hoffnungsszenarien umso bedeutsamer und größer, je stärker sich die Belastungen und Entbehrungen während der Flucht psychisch niederschlugen. Europa und besonders Deutschland avancierten für Herrn F. zu *hoffnungsspendenden Objekten*, die es ihm während der Flucht nicht nur ermöglichten handlungsfähig zu bleiben, sondern angesichts traumatischer Erfahrungen auch eine strukturierende und haltgebende Funktion erfüllten. Um psychisch zu überleben, mussten die Erfahrungen von Verlust, Trennung und Verlassenheit während der Flucht zunächst aufgeschoben werden. Als innere Objekte halfen die Bilder von einem guten Leben in Europa Herrn F. dabei, die sonst überwältigende fluchtbedingte Angst, Hilflosigkeit und Ohnmacht zu ertragen. So erscheint sein Leiden nicht vergebens, den etlichen Entbehrungen auf der Flucht wird ein Sinn verliehen und seine Anstrengungen und Handlungen folgen einem Telos, der das Versprechen von Harmonie transportiert. In Teilen erinnerten Herrn F.s Erzählungen so an Narrative bürgerlicher Bildungsromane.

Schnell wird aber auch deutlich, dass es sich bei diesen hoffnungsspendenden Objekten um idealisierte Bilder handelt. Bedingt durch den Verlust bedeutungsvoller Bindungen, Orte und sozialer Strukturen sowie massiver Kränkungen und Gewalterfahrungen, die mit der Flucht einhergingen, wird ein Teil des angeschlagenen Selbst dadurch zu retten versucht, dass es einem idealisierten bzw. narzisstisch besetzten Objekt zugeschrieben wird, welches die Funktion einer »Prothesensicherheit« (Fromm 1936: 179) erfüllt. Ihre stabilisierende und mobilisierende Funktion droht jedoch in dem Moment brüchig zu werden, in dem die Konfrontation mit der Realität für Geflüchtete in Europa eine zu große Kluft zu den inneren Bildern offenbart. Eindrücklich tritt diese Dynamik in folgender Passage des Interviews mit Herrn F. hervor:

»Also, ich bin nach Italien gekommen, also in Lampedusa. Ich habe aber einen Schock bekommen. Ich hab nicht so erwartet. Europa habe ich nicht so erwartet. Die haben uns in ein Container-Haus gebracht und in so einen kleinen Raum, mit elf Personen mussten wir da schlafen und dieser Container hat auch viele Löcher gehabt, wenn es geregnet hat, auch haben wir Wassertropfen abbekommen. [...] Das war kein gutes Leben. Ich habe anderes erwartet. [...] Ich habe/meine Erwartung war anderes, aber was ich in Europa gesehen habe – vor allem in Italien – was ich gesehen habe, das war eine Katastrophe. Ich habe so viele Probleme gesehen, aber so wie in Italien, ich habe keine Worte mehr, um das zu beschreiben. Und dann nach einem Jahr in Italien, bin ich nach Deutschland gekommen. Die Lebensqualität in Deutschland ist viel, viel, viel besser. Und meine Situation hat sich auch geändert.« (Interview mit Herrn F.)

Deutlich wird, wie sich mit der Ankunft in Italien eine eklatante Entzauberung der einst gehegten Wünsche und Phantasien abzeichnet, die als so niederschmetternd erfahren wird, dass Herr F. sogar auf betäubende Substanzen zurückgreift, um den schmerzlichen »Schock« ertragen zu können. Vermutlich steht dieser Versuch, die Erfahrungen in Italien zu »vergessen«, auch im Zusammenhang mit einem Gefühl des Scheiterns und daraus resultierenden kränkenden Schamgefühlen. In den einst wunderbaren Bildern über Europa scheinen für Herrn F. viele – auch intime – Wünsche eines besseren Lebens und der persönlichen Entwicklung aufgehoben zu sein und in Erfüllung gehen zu können. Die realen Erfahrungen jedoch stellen einen so immensen Bruch dar, dass sie Kränkungen und Scham hervorrufen. Denn was er sich so intensiv gewünscht hat, rückt in unerreichbare Ferne. Es ist ebendiese Situation des Ankommens, die seine Vorstellungen von einem Leben in Europa brüchig werden lässt und damit nachträglich, in der Ankunftsgesellschaft, die destruktive Potenz der vergangenen Verlust- und Gewalterfahrungen zu entfesseln droht. Die Angst, sein hoffnungsspendendes Objekt zu verlieren und dieser Situation ohnmächtig ausgesetzt zu sein, bleibt auch für die Lebenssituation von Herrn F. in Deutschland kennzeichnend:

»Aber nur diese Angst, nach Italien wieder zurückzu/, weil ich Fingerabdruck in Italien habe. [...] Diese Angst, dass ich wieder nach Italien zurückgehe und auf der Straße lande. Diese Angst macht mich ständig verrückt. Und das ist mein großes Problem. Diese Angst begleitet mich jeden Tag, Tag und Nacht, dass ich zurück nach Italien gehe und wieder dieses Leben, was ich gesehen habe, zu erleben. Und ich bin fünf Jahre hier, das ist/ich bin immer noch/. Ich kann in keine Schule gehen, ich kann nicht arbeiten, weil ich keine Aufenthaltserlaubnis oder Arbeitserlaubnis habe. [...] Das ist meine große Sorge und Problem, dass ich keinen Kontakt mit Leuten habe. Ich habe immer Angst, wenn ich mich mit Leuten treffe, vor allem mit deutschen Leuten und die fragen oft: ›Was machst du, wo arbeitest du?‹ Und so. Und damit diese Fragen nicht kommen, geh ich immer weg. Und ich habe nicht so viel Kontakt mit Leuten, unter Leuten.« (Ebd.)

Auch wenn das Leben in Deutschland von Herrn F. als »viel, viel, viel besser« beschrieben wird, bleiben seine Hoffnungen auch hier bedroht, da das Risiko einer Abschiebung⁴ weiter besteht und die eigenmächtige Gestaltung seines Lebens unmöglich wird. Physisch ist Herr F. zwar angekommen, doch scheinen die sozialen, politischen und rechtlichen Bedingungen in Deutschland ihn psychisch weiter auf der Flucht zu halten. Der Psychoanalytiker und Migrationsforscher Salman Akhtar formulierte: »Sich nützlich und effektiv zu fühlen, bedeutet Lebendig-Sein;

4 Zur Angst vor Dublin-Abschiebungen siehe auch den Beitrag von Simon Goebel in diesem Band.

das Gefühl der beruflichen Ohnmächtigkeit hingegen führt zu psychischem Absterben« (Akhtar 2014: 48). Das Erleben der Ohnmacht, Passivität und des Feststeckens in Deutschland scheint für Herrn F. etwas zu reaktualisieren, was er psychisch früher – vielleicht an dem Ort, den er zu verlassen gezwungen war oder auf der Flucht – erfahren musste. Die reale Immobilisierung regt Erinnerungen von Hilflosigkeit und Überwältigtwerden an. Die einst mobilisierende Wirkung des hoffnungsspendenden Objekts verkehrt sich auf diese Weise in ihr Gegenteil. Wo sich früher noch der Ausweg der Flucht bot, herrscht heute nur noch Leere. Dieser Zusammenhang von Hoffnungslosigkeit und Immobilisierung wird in folgender Interviewsequenz deutlich:

»Als Kind habe ich immer gesagt bekommen: Europäer [...] sind gute Menschen. Die helfen armen Leuten, die aus Afrika kommen. Diese Vorstellung war mit so vielen Hoffnungen verbunden, ein besseres Leben zu bekommen. Mit so Hoffnungen bin ich nach Deutschland gekommen. Jetzt bin ich fünf Jahre lang wie behindert in einem Raum. Ich kann nicht arbeiten, obwohl ich gesund bin, Lust und Motivation zu arbeiten habe. Ich kann nicht lernen, obwohl ich den Willen habe und ich kann nicht an eine Zukunft denken. Ich existiere nur. Sonst bin ich nicht am Leben. Ich existiere nur, ich atme. Ich lebe, aber das ist kein Leben. Ein Mann, der gesund ist, der einen Arbeitswillen hat und arbeiten kann und nicht darf. Ich habe mein Leben überhaupt nicht so erwartet. Ich bin ein gesunder Kerl, ein junger Kerl. Ich habe den Willen zu arbeiten, ich habe gesunde Arme und Füße. Jeden Monat kriege ich Geld vom Amt. Ich kriege Cash auf die Hand und jeder Mensch freut sich, wenn er Geld bekommt, aber ich freue mich nicht, wenn ich von einem Amt Geld in meine Hand bekomme. Ich freue mich überhaupt nicht. Wie geht das, dass ich das selber verdienen kann [...]? Das ist für meine Moral, für meinen Kopf nicht gut und macht mich wie behindert. [...] Das ist die größte Strafe, die man bekommen kann: Einfach zuhause zu sitzen. Ohne nix zu machen, Zeit zu verlieren.« (Interview mit Herrn F.)

Und auf die Frage, ob es in seinem persönlichen Leben irgendetwas gebe, das ihm helfe und das für ihn schön sei, antwortete er:

»Im Moment, keiner, nichts macht mich glücklich. [...] Innerliche Ruhe hab ich nicht. Ich habe eine schöne Jacke, T-Shirt, Hose, Schuhe. Kann ich kaufen von dem, was das Amt mir gibt. Ich kann auch essen, warmes Essen. Ein Dach habe ich auch über dem Kopf, aber innere Zufriedenheit hab ich nicht. Ich bin durch die Sahara gekommen vom Sudan nach Libyen – und die Sahara ist der gefährlichste Ort – aber ich habe diese Angst nicht gehabt. Ich habe die ganze Nacht geschlafen. Aber was ich hier an schlaflosen Nächten verbringe, diese Angst begleitet mich jeden Tag. Es gibt manche Nächte, in denen ich überhaupt meine Augen nicht zu mache, es gibt viele Nächte. Zu leben ist für einen Mensch mehr als Essen und anderes,

sondern Hoffnung. Wenn man keine Hoffnung hat, ist der Mensch verloren. Ohne Hoffnung zu leben, ist kein Leben. Was ist meine Hoffnung? Bleibe ich in Deutschland? Bleibe ich nicht? Was ist meine Zukunft? Gehe ich zurück oder bleibe ich? Ich bin Luft. Auf dem Mittelmeer [...], da habe ich die Hoffnung gehabt, Europa zu sehen und Freude habe ich gehabt, trotz diesem gefährlichen Meer, da kann man auch sterben. Aber mit dieser Hoffnung bin ich nach Europa gekommen, aber jetzt ist Deutschland für mich schlimmer als dieses Mittelmeer geworden, weil ich ohne Hoffnung, ohne Sinn vor dem Auge, einfach nur existiere.« (Ebd.)

Deutlich wird, dass die scheinbar unverdiente finanzielle Sicherheit bei gleichzeitiger Verunmöglichung, diese selbst »redlich« verdient zu haben, eine Dynamik in Gang setzt, die um das Erleben von Abhängigkeit und Scham kreist. So sei es die »größte Strafe, die man bekommen kann: Einfach zuhause zu sitzen. Ohne nix zu machen, Zeit zu verlieren«. Anstatt sich in Europa ein gutes Leben selbst verdienen zu können, wird er mit den Alimenten in die Position eines handlungsunfähigen Bedürftigen manövriert, die in ihm intensive Gefühle von Immobilisierung auslösen, welche er thematisiert, wenn er sich selbst als »behindert« beschreibt. Eigentlich will Herr F. etwas in Deutschland zum Wachsen bringen – so schildert er in seinem Interview seinen Wunsch, in Deutschland aus eigener Kraft einen Baum pflanzen zu können – gleichzeitig wird er aber daran gehindert, diesen Wunsch zu verfolgen. Deutschland erweist sich nicht nur als Objekt seiner Hoffnung, sondern auch als eine Instanz, die ihn zwar duldet, die ihm aber auch zu verstehen gibt, dass er nicht gebraucht wird, die ihn nicht als Mitglied anerkennt, sondern als »Flüchtling« festschreibt: einer Identität, der er nicht entinnen kann. Deutlich wird auch, dass Herr F. an Verhältnissen leidet, die er nicht einsehen und die er nicht in einen sinnstiftenden Zusammenhang bringen kann. Stehen seine Entbehrungen auf der Flucht noch im Rahmen der Hoffnung eines guten Lebens in Europa, wird sein Leiden in Deutschland buchstäblich sinnlos. Seine Hoffnung schwindet und mit ihr jegliche, auch psychische Mobilität. Die erfahrene Festgefahrenheit in Deutschland erzeugt verständlicherweise Aggression, die sich in der Passage ebenfalls andeutet, wenn Herr F. Begriffe wie »Strafe« oder »behindert« gebraucht, um seine Situation zu beschreiben. Diese Aggression richtet sich jedoch nur zum Teil gegen das Objekt (Deutschland), von dem die Repression ausgeht. Denn von diesem Objekt ist Herr F. im lebensentscheidenden Maße abhängig. Die immobilisierenden Verhältnisse wirken daher nicht nur von außen auf ihn ein, vielmehr scheinen diese zusätzlich verinnerlicht zu werden.

Vor dem Hintergrund des Abhängigkeitsverhältnisses, in dem er zu Deutschland steht, kehrt Herr F. einen Teil der Aggression, die sich gegen das Objekt richten sollte, das ihn in seiner Entwicklung unterdrückt, gegen sich selbst, was seine prekäre psychische Situation umso auswegloser werden lässt. Der deutsche Staat als Objekt, das ihn zur Passivität verdammt, lediglich duldet und weitgehend hand-

lungsunfähig macht, ist gleichzeitig auch die Instanz, an der er psychisch nach wie vor seine ganzen Hoffnungen knüpft und die er braucht, um am Leben zu bleiben. Aus einer psychoanalytischen Perspektive lässt sich diese Verinnerlichung auch als eine Introjektion des Angreifers beschreiben (vgl. Ferenczi 1933). Demnach unternimmt das Subjekt den Versuch, die Bedrohung einer endgültigen Abwendung des Primärobjekts zu verhindern, indem es sich mit dem Angreifer identifiziert, der als einzig verfügbares Objekt psychisch mit dem Primärobjekt verwechselt wird (vgl. Ehlerst-Balzer 1996: 299). Entscheidend ist, dass der äußere Aggressor erst durch die Introjektion unmittelbaren Anschluss an die unbewussten Phantasien und Wünsche des Opfers erhält, was dem Ich die Unterscheidung von Außen und Innen, von eigenen und fremden Anteilen erschwert oder gar verunmöglicht (vgl. ebd.). In dieser Situation lähmen Herr F. daher auch eigene Anteile, die ihn eigentlich zur Aktivität antreiben könnten, aber mit zu großer Angst besetzt sind, als dass er sie für sich nutzen könnte.

Der Fall von Herrn F. zeigt, wie komplex das Erleben von Immobilisierung mit eigenen Anteilen, Selbstbildern, (frühen) traumatischen Erfahrungen von Verlust und Zurückweisung, aber auch mit den strukturellen rechtlichen und politischen Bedingungen in der Ankunfts-gesellschaft verschränkt ist. Dabei deuten die Schilderungen zur Forschungssituation bereits an, dass auch die Mitarbeitenden der Geflüchtetenhilfe unter Strukturen arbeiten, die die Versorgung von Geflüchteten erschweren. Die Frage, wie sich die Arbeit mit Menschen gestaltet, die derart von Immobilisierung betroffen sind und wie sich diese Situation auf die eigene Rolle und das Erleben der »Helfer*innen« auswirkt, soll im nächsten Abschnitt des Artikels beleuchtet werden.

»Wenn das Existenzielle nicht geklärt ist«. Fokusgruppe mit Mitarbeiter*innen der Geflüchtetenhilfe

Im Rahmen der Begleitforschung wurden mit den Belegschaften der psychosozialen Zentren u.a. Fokusgruppen (vgl. Lamnek 2005; Loos/Schäfer 2001) durchgeführt. In diesen wurden die Mitarbeitenden – hauptsächlich Sozialarbeiter*innen und Psycholog*innen, aber auch Verwaltungsangestellte und Dolmetscher*innen – zunächst gebeten, zu einer Falldarstellung aus der Geflüchtetenhilfe als Diskussionsimpuls Stellung zu nehmen. Die Gruppen wurden von zwei Forschenden geleitet, deren Fragen und Interventionen darauf zielten, Narrationen anzuregen und einen offenen Austausch unter den Teilnehmer*innen zu ermöglichen. Die Diskussionen kreisten u.a. um ihre Beweggründe in der Geflüchtetenhilfe zu arbeiten, ihr Erleben des Arbeitsfeldes, ihre Handlungskonzepte sowie ihre Belastungen und Unterstützungsbedarfe.

In der nachfolgenden Passage werden Ausschnitte aus einer eineinhalbstündigen Fokusgruppe mit zwei Sozialarbeiter*innen, zwei Psycholog*innen und einer Verwaltungskraft präsentiert. Die erste Passage setzt unmittelbar nach dem Diskussionsimpuls ein, der eine kurze Erzählung einer Mitarbeiterin aufnimmt, in der sie Schwierigkeiten ihrer Arbeit in einer Erstaufnahmeeinrichtung schildert. Ebenjene Schwierigkeiten greifen die Diskussionsteilnehmer*innen auf:

A: »Ja, und auch dass viele Geflüchtete hier nicht so viel zu tun haben, auf ihren Zimmern sitzen und nicht so richtig was machen, das erleben wir ständig. [...] Wir haben auch viel mit Leuten zu tun, die Negativbescheide bekommen und dann Duldungen haben, die über einen kurzen Zeitraum verlängert werden, die keine Arbeitserlaubnis haben und dann über Jahre hinweg nicht arbeiten und nichts zu tun haben und in ein totales Loch fallen. [...]«

B: »Ja, weil die Menschen in ihren Heimatländern Berufe hatten, versucht man das in den Erstaufnahmen eigentlich zu integrieren, aber da werden von gesetzlicher Seite ganz viele Hindernisse gelegt. Ich erinnere mich an einen Fall, wo sie einen Menschen hatten, der Friseur war und eigentlich wollten sie das gerne einrichten. Erst ging es wegen Hygienebestimmungen nicht, dann war der Sicherheitsaspekt da. Also dass es mit Scheren gefährlich wäre. Sie waren gewillt und wollten auch die eigene Handlungsautonomie fördern, aber es geht halt nicht, weil das Gesetz ganz viele Punkte findet, warum es eben nicht möglich ist. Und das löst einfach eine Frustration aus. [...]«

C: »Ich habe das Gefühl, dass viele sich auch wirklich beschäftigen wollen und dann ausgebremst werden und man muss irgendwie eine Lösung finden, wie die sich trotzdem beschäftigen. Aber dafür dann die Motivation finden. Wenn man denen sagt: »Ja, gehen Sie doch spazieren.« Das klingt irgendwie schön, aber wie, wenn man an allen anderen Stellen so ausgebremst wird? Das ist ein unglaublich kleiner Spielraum, den man da hat.«

A: »Und dann rüberzubringen, dass die Leute wieder Hoffnung haben, das finde ich gar nicht so leicht. Besonders, wenn sie einen Negativbescheid haben und gar nicht wissen, wie lang sie überhaupt hierbleiben können. Dann in ständiger Angst leben, dass sie wieder zurückmüssen und dazu nicht arbeiten können. Da ist es nicht einfach was zu finden, dass die wieder Hoffnung haben oder stabil werden, weil die Rahmenbedingungen dafür gar nicht gegeben sind.«

B: »Da sind die Probleme von außen teils einfach so groß, dass die Person sich gar nicht fokussieren kann und sagen »Okay, ich kann mich jetzt hinsetzen, hab den Kopf wirklich auch FREI, beispielsweise eine andere Sprache zu lernen.««

C: »Das sind existenzielle Fragen, worum es dann geht und ich kann das extrem gut nachvollziehen: Wenn das Existenzielle nicht geklärt ist, dann lerne ich keine Sprache.« (Fokusgruppe 1)

Die Teilnehmer*innen beginnen ihre Diskussion mit reger Zustimmung. Sie schildern ihr Erleben, dass Geflüchtete häufig »nicht so richtig was machen« und führen dies allmählich auf strukturelle Bedingungen zurück: Negativbescheide, kurze Duldungen und das Fehlen einer Arbeitserlaubnis. Gleichzeitig wird diese Logik zunächst nicht hinterfragt. Sie akzeptieren die Begründung, es handele sich um feststehende gesetzliche Hindernisse, Hygienebestimmungen und Sicherheitsaspekte oder, wie eine Teilnehmerin es ausdrückt: »es geht halt nicht, weil das Gesetz dann ganz viele Punkte findet, warum es eben nicht möglich ist«. Dabei tritt eine deutliche Distanz zu den benannten strukturellen Bedingungen hervor, in der die Logik des Rechts als scheinbar unveränderliche, Zweite Natur erscheint. Die Geflüchteten nehmen sie dadurch wiederholt als »ausgebremst« wahr, verweilen aber auch hier in einer Distanz (»die«). Gleichzeitig beginnt das Nachdenken darüber, wie solche Bedingungen auch einschränkend auf die eigene helfende Praxis wirken. Es sei schwierig, unter diesen Bedingungen motivierend zu sein, eine Lösung zu finden, Hoffnung zu spenden oder die Geflüchteten »trotzdem [zu] beschäftigen«. Es sei ein »unglaublich kleiner Spielraum«, in dem »ganz einfache Sachen [...] nicht so richtig möglich« sind. Eine der Teilnehmerinnen resümiert in diesem Kontext die tragische Position der psychosozialen Betreuung angesichts der immobilen Situation der Geflüchteten: »Ja, gehen Sie doch spazieren.« Das klingt irgendwie schön, aber wie, wenn man an allen anderen Stellen irgendwie so ausgebremst wird?« Die »Rahmenbedingungen« und Probleme »von außen« erschwerten, laut den Teilnehmer*innen, die Fähigkeit »wieder Hoffnung [zu] haben oder stabil [zu] werden«. Dies verhindere so mittelbar auch die Integration, denn: »Wenn das Existenzielle nicht geklärt ist, dann lerne ich keine Sprache.« In diesem letzten Abschnitt tritt der Wechsel in die Ich-Perspektive und damit eine erste Identifikation mit den Problemen der Geflüchteten eindrucksvoll hervor.

Im weiteren Verlauf der Diskussion kommen die Teilnehmer*innen auf ihren Umgang mit den Klient*innen zu sprechen sowie das Thema Abgrenzung und Frustrationen im Beratungsprozess. Ungefähr zehn Minuten später wendet eine Teilnehmerin das Gespräch in eine neue Richtung:

B: »Und man harkt halt auch an gesetzlichen Bestimmungen. [...] Einen Fall habe ich im Kopf von Dir, der vier Jahre in Deutschland ist und alle zwei Wochen seine Duldung verlängern muss. Wo man denkt, wie kann das sein, dass ein Land es nicht auf die Reihe bekommt, sich endlich zu entscheiden? Möchte ich diese Person hier halten oder muss sie halt gehen? Also das ist ein Umgang mit einem Menschen, der absolut unangebracht ist.«

A: »Und der hat sich auch Jobangebote gesucht und das wurde abgelehnt, dass er die annehmen kann. Also ihm werden da auch wirklich aktiv-«

B: »Steine in den Weg gelegt. Ich meine, er kann sich nichts suchen. [...] Und dadurch schafft man natürlich von außen eine Grundlage. Wie soll es einem Men-

schen da gut gehen? Wenn er alle zwei Wochen um seine Existenz bangen muss und nicht weiß, wie es weitergeht?»

C: »Mmh, ja und wie ist dann meine Rolle als Helfer da? Also das ist eine unglaublich schwierige Rolle, finde ich.«

A: »Wir hatten da mal mit einem [Supervisor] gesprochen. Da fand ich das Bild ganz schön, dass wir uns als Begleiter sehen. Also dass man nicht die ganze Situation ändern kann, aber dass man die Geflüchteten ein Stück weit auf dem Weg begleiten kann. Und sei es jetzt irgendwie Sterbebegleitung im schlimmsten Fall. [...] Weil wir hatten auch schon Fälle, die wurden halt einfach nach Italien abgeschoben. [...] Und wir wissen, wie das ausgehen wird, wenn die nach Italien zurückmüssen. Aber das Bild, dass man begleitet, das entlastet mich auch. Also das finde ich ganz schön.«

C: »Ja, das stimmt, das Begleiten, das beschreibt es echt ganz gut. Also, dass wir eben nichts an der Situation ändern können, sondern dass wir mit demjenigen irgendwie versuchen das durchzustehen. Dass wir dem einen Ort geben, wo er sich darüber auslassen kann, wo er darüber weinen kann und irgendwie seinen Schmerz ausdrücken kann, wo er aber ein Stück weit Würde zumindest zurückbekommt oder wir ihm zumindest zeigen können, dass wir ihn als Mensch wahrnehmen – nicht nur als Fall.« (Fokusgruppe 1)

Eine Diskussionsteilnehmerin beschreibt, wie schwer die psychosoziale Arbeit mit Geflüchteten unter den Bedingungen einer unsicheren Bleibeperspektive sei. Sie nimmt Bezug auf einen Fall ihrer anwesenden Kollegin, dem »Steine in den Weg gelegt« und dessen verzweifelte Versuche anzukommen und eine Arbeit zu finden, damit verunmöglicht wurden. Daraufhin kommt sie erneut auf das in der vorherigen Passage aufgerufene Bild jener Grundlage »von außen« zu sprechen und fragt sich: »Wie soll es einem Menschen da gut gehen? Wenn er alle zwei Wochen um seine Existenz bangen muss [...]«. Eine dritte Teilnehmerin, die vorher nur kurz zustimmend interveniert hatte, ergreift daraufhin das Wort und bezieht die Frage auf ihre Rolle als Helfende, um gleich in einem Halbsatz hinterherzuschieben, dass sie diese auch »unglaublich schwierig« fände. Der Einwand löst wiederum eine Erinnerung an ein Gespräch mit einem Supervisor aus. Dabei hätten sie ein Bild für sich gefunden, das sie »schön« fände und ihre Rolle gut beschreibe: das des »Begleiters«. Die Teilnehmerin präzisiert daraufhin diese Rolle eben nicht als eine, die die »Situation ändern«, aber »ein Stück weit auf dem Weg« mitgehen könne und kommt unvermittelt zu dem Punkt, dass dies ja »irgendwie Sterbebegleitung« sei. Daraufhin erzählen sie in wechselnden Rollen von kurzfristigen Abschiebungen, den sich daraus ergebenden Beziehungsabbrüchen und eine Sprecherin mutmaßt: »wir wissen, wie das ausgehen wird«. In dieser Szene entsteht ein irritierendes Missverhältnis zwischen dem bedrückenden Bild der Sterbebegleitung, dessen Implikationen – dass man es bei Geflüchteten eigentlich mit hoffnungslosen Fällen

zu tun habe – und der wiederholten Betonung der Schönheit des Bildes. Dabei kulminiert die Tragik der Unmöglichkeit psychosozialer Geflüchtetenhilfe unter den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen, in dem hilflosen Versuch dies in ein eigenes Rollenverständnis zu integrieren, der in seiner Resignation Bände spricht. Gleichzeitig wird dieses tiefe Tal von einer anderen Diskussionsteilnehmerin in einem weiteren Bild aufgehoben, indem sie eben die psychosoziale Praxis als einen »Ort« beschreibt. Einen Ort, der es trotz struktureller Immobilisierung erlaubt, sich psychisch ins Verhältnis zu setzen, die Klient*innen »als Mensch [...] – nicht nur als Fall« wahrzunehmen.

Das weitere Gespräch handelt auf der manifesten Ebene von Kostenübernahmen für Dolmetscher*innen, der Finanzierung von Therapien, den hohen Erwartungen an ihre Arbeit, dem öffentlichen Druck, Schwierigkeiten in der Therapiesituation, welche Entfernungen in der Arbeit zurückzulegen sind und mit welchen Belastungen sie hinsichtlich Kapazitäten und Zeitmanagement zu kämpfen haben. An dieser Stelle beginnt eine Diskussionsteilnehmerin diesen Rahmen mit ihrer eigenen Arbeits- und Vertragsbedingungen in Verbindung zu bringen und eröffnet damit eine Parallele zur Situation der Geflüchteten, die in der unsicheren Situation darüber besteht, »wie es überhaupt weitergeht« (Fokusgruppe 1). Die Sprecherin stellt sich die Frage »[...]ringe ich mich jetzt wirklich voll rein oder ist das doch verschwendete Energie?« (ebd.) und schließt damit gedanklich an die – eine halbe Stunde vorher über die Geflüchteten getätigte – Beschreibung an: »Wenn das Existenzielle nicht geklärt ist, dann lerne ich keine Sprache.« (Ebd.) Für die Diskutant*innen konstituiert sich die Unsicherheit aus dem Umstand, dass ihr ohnehin kurzer Vertrag bald auslaufe und sie bisher nicht wüssten, ob sie in wenigen Wochen überhaupt noch weiter angestellt seien. Die Immobilisierung der in der Geflüchtetenhilfe Tätigen vollzieht sich dabei mindestens auf doppeltem Wege: Einerseits müssen durch rechtliche Beschränkungen der Geflüchteten deutliche Einschränkungen der psychosozialen Beratungspraxis hingenommen werden, bis hin zur ständigen Bedrohung der therapeutischen oder beraterischen Beziehung durch Transfer oder Abschiebung. Gleichzeitig sind die Arbeits- und Vertragsbedingungen im Feld der Geflüchtetenhilfe derart prekär, dass eine Situation zu entstehen scheint, die im Erleben der Mitarbeitenden eine Ähnlichkeit zur existentiellen Bedrohung der Geflüchteten herstellt. Diese auf der Ebene des Erlebens rekonstruierbare Parallelität zwischen der Situation der Mitarbeitenden und der ihrer Klient*innen ist für die psychosoziale Arbeit mit Geflüchteten deswegen von hoher Bedeutung, weil sie die für projektive Mechanismen notwendige assoziative Ähnlichkeit beider Seiten konstituiert. So fällt es schwerer, zwischen eigenen Anteilen und den Bedürfnissen und Belastungen des Gegenübers zu unterscheiden sowie ein produktives Verhältnis von Nähe und Distanz gegenüber den Klient*innen aufzubauen, welches unabdingbar ist, um die Affekte in der gemeinsamen (Trauer-)Arbeit halten zu können. Um dennoch in dieser prekären Situation

die psychosoziale Versorgung von Geflüchteten gewährleisten zu können, scheint ein reflektiertes berufliches Rollenverständnis unerlässlich, welches um die eigenen Belastungen und Grenzen weiß und diese in die eigene professionelle Rolle zu integrieren vermag. Die Auseinandersetzung mit psychoanalytischen Konzepten könnte hier einen wertvollen Beitrag leisten und die Erkenntnis der eigenen Position erleichtern. Es sind gerade diese Formen der Selbstreflexion und -erfahrung, die die Bedingung der Möglichkeit schaffen, individuelles Leid in allgemeines Unrecht zu verwandeln und damit auch die bescheidene Aufgabe umreißen, die Freud der Psychoanalyse zuwies (vgl. Freud 1985).

Immobilisierung, Trauma, Warten, Hoffnung: einige weiterführende Gedanken

In Kafkas Parabel *Vor dem Gesetz* (1915/1976) harrt der Mann, dem der Zutritt zum Gesetz untersagt wurde, in der Hoffnung, doch noch Einlass zu erhalten, im limbischen Vorraum aus. Kurz vor seinem Tod fragt er den Türhüter, warum niemand außer ihm jemals Einlass verlangt habe. Der Türhüter antwortet: »Hier konnte niemand sonst Einlaß erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.« (ebd.: 121)

Mit diesem rätselhaften Ende der Erzählung beschreibt Kafka am Ende das Tor und den Türhüter als eine individuelle Wunde. Nicht umsonst verwies Theodor W. Adorno in seinen *Aufzeichnungen zu Kafka* (1953/1977) auf dessen tiefe Verwandtschaft mit Freud. Im Unterschied zu jenem, suche Kafka jedoch nicht die Neurose zu heilen, sondern ihr Erkenntnis abzuringen: »[D]ie Wunden, welche die Gesellschaft den Einzelnen einbrennt, werden von diesem [Franz Kafka] als Chiffren der gesellschaftlichen Unwahrheit, als Negativ der Wahrheit gelesen.« (Ebd.: 262)

Hier entspringt unser Fokus auf die individuellen psychischen Dynamiken, das Leid, die Gefühle von Stillstand, Feststecken im Limbus und Gefangensein sowie unser Interesse, in diesen Dynamiken die gesellschaftlichen Bedingungen und die Praktiken der Immobilisierung zu untersuchen.

Situationen, in denen – wie in Erstaufnahmeeinrichtungen – Immobilisierung erfahren wird, können auch deswegen psychisch so destruktiv wirksam werden, weil sie auf ontogenetisch, d.h. in der Entwicklung des Individuums, frühe Erfahrungen von Abhängigkeit und des Warten-Müssens rekurren. So beschreiben Geflüchtete nach dem Ankommen in Europa häufig »quälende zukunfts- und bewegungslose Stillstandsgefühle« (Gutwinski-Jeggle 1992: 191), die einerseits auf ihrer realen rechtlichen Lage beruhen, psychisch aber auch bei depressiven und Traumafolgeerkrankungen virulent werden können. Dieses Immobilisierungserleben wird häufig in einer raumzeitlichen Bildersprache des ewigen Wartens, des Stillstands, oder Festgehalten-Werdens gefasst. Das primäre Raum- und Zeiterle-

ben wird nicht zufällig in frühen Phasen der menschlichen Entwicklung erlernt, nämlich dann, wenn der Säugling in absoluter Abhängigkeit zu seiner nächsten Bezugsperson steht (vgl. ebd.: 187f.). Die erste erlebte Zeit ist eine Dauer und ein Abstand, der *gap* zwischen Bedürfnis und Befriedigung (vgl. Chasseguet-Smirgel 1989), und durch die Immobilisierung des Säuglings bzw. seine Abhängigkeit zum Primärobjekt sowie das Unvermögen eigene Bedürfnisse selbsttätig befriedigen zu können bedingt. Ist die Erfahrung der Bedürfnisbefriedigung verlässlich, entsteht das sogenannte Urvertrauen. Dieses Urvertrauen bildet die Basis für die »Hoffnung auf eine neuerliche Befriedigung« (Gutwinski-Jeggle 1992: 188).

Nach schweren traumatischen Erfahrungen kommt es hingegen zu einem Verlust des »Weltvertrauens«, wie Jean Améry eindrücklich beschrieb (vgl. Améry 1977).⁵ Diese Formulierung trifft sehr genau, wie ein bestimmtes Verhältnis zur Welt zu Bruch geht, indem in einer Phase völliger Ohnmacht und Abhängigkeit das Gegenüber zum Folterer, Verfolger und Mörder wird und keine Hilfe erfolgt. Traumatische Erfahrungen rütteln an erlernten basalen Beziehungen, sie ziehen das Fundament des kindlichen Urvertrauens in Zweifel. Diese Wunden reichen teilweise so tief, dass sie das Raum- und Zeiterleben selbst beeinflussen.⁶ Dieser Zusammenhang wurde zunächst in Pionierarbeiten mit Überlebenden der Shoah beschrieben (vgl. bspw. Niederland 1968, 1961; Hoppe 1962; Niederland 1961). Schwer traumatisierte Patient*innen weisen häufig eine tiefgreifende Erosion der Raum-, Zeit- und Erinnerungsstruktur auf, berichten von einem eingefrorenen Zeitgefühl, dem Gefühl des ewigen Wartens, des Stillstands, dass ihre innere Uhr mit dem Datum der Traumatisierung stehen geblieben sei, dem Leben in einer anderen Zeit. Dieser Verlust betrifft das Gefühl für die individuelle Entwicklung und Lebenszeit, insbesondere die eigene Zukunft (vgl. Bohleber 2017; Grubrich-Simitis 1979). Erzählungen, die wir aus der Arbeit mit Geflüchteten und ihrer Situation *nach* der Ankunft in Europa und Deutschland kennen, offenbaren eine drastische Ähnlichkeit zu ebenjenen Erlebnisweisen mit Extremtraumatisierten.

Im vorliegenden Aufsatz wurden anhand von Erfahrungen aus einem Forschungsprojekt zur psychosozialen Betreuung von Geflüchteten die Praktiken der Immobilisierung und ihre psychischen Auswirkungen untersucht. Migration und Flucht sind psychosoziale Prozesse, die mit der Hoffnung auf ein besseres Leben verbunden sind. Gleichzeitig aber bedeutet Flucht die Erfahrung von Trennung, Verlust und Gewalt. Diese Erfahrungen enden nicht mit der Ankunft in der aufnehmenden Gesellschaft. Im Gegenteil, oftmals werden Hoffnungen – wie bei Herrn F. – bitter enttäuscht, und der rastlosen Aktivität auf der Flucht

5 Für diesen lehrreichen Hinweis sind wir Kurt Grünberg zu Dank verpflichtet.

6 Gutwinski-Jeggle (1992) beschreibt wie sehr frühe Deprivationstraumata das Zeiterleben von Anfang an beeinflussen können und so zu sehr tiefen Störungen führen können.

folgt eine Situation der Ohnmacht, des zeit- und sinnlosen Wartens, die zu schwerwiegenden psychischen Belastungen führen kann.

In einer Gruppendiskussion mit Sozialarbeiter*innen, Psycholog*innen und Therapeut*innen erhielten wir Einblicke in die Reflexions- und Identifikationsprozesse von in der Geflüchtetenhilfe Tätigen. Diese erfahren ähnliche (innere) Konflikte der Immobilisierung, wie ebenjene Klient*innen, die sie in ihrer Arbeit begleiten und beraten. Im Falle der psychosozialen Mitarbeiter*innen entfaltet sich dieser Immobilisierungskonflikt zwischen einer Logik des Rechts und einer Logik des Helfens, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen. Darüber hinaus bieten die unsicheren Arbeitsbedingungen und der begrenzte Handlungsspielraum Anlass für teils problematische Identifikationsprozesse.

Zum Ende wollen wir auf die Metapher des Ortes aus der Fokusgruppe zurückkommen und damit auf die Kehrseite des Stillstands. Eine Mitarbeiterin in der Geflüchtetenhilfe beschrieb die psychosoziale Betreuung als einen Ort des Rückzugs, einen Ort sich zu öffnen und den eigenen Schmerz zuzulassen, um der Trauer und dadurch auch der Würde Raum zu geben. Dieser Ort der psychosozialen Arbeit ermöglicht das Innehalten und damit ein grundsätzlich anderes Element der Immobilisierung: Dieses temporäre Anhalten der ständigen Bewegung und des ständigen Weitergetriebenen-Werdens findet in gelungener psychosozialer Betreuung statt. Damit schafft das sich widersetzende Moment der Ruhe einen Raum des Aufhorens, des Zuhörens und bildet den möglichen Ausgangspunkt für Reflexion.

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (1953/1977): »Aufzeichnungen zu Kafka«, in: Rolf Tiedemann (Hg.), Adorno: Gesammelte Schriften Band 10.1. Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild, Frankfurt: Suhrkamp, S. 254-287.
- Akhtar, Salman (2014): Immigration und Identität. Psychosoziale Aspekte und kulturübergreifende Therapie, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Améry, Jean (1977): Jenseits von Schuld und Sühne: Bewältigungsversuche eines Überwältigten, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Arnold, Simon/Jensen, Andreas/Kuhn, Magdalena/Zokai, Rana/Lohl, Jan (2020): »Affektive Anteile. Die Szene als psychoanalytischer Beitrag zu einer kritischen Migrationsforschung«, in: Psychologie & Gesellschaftskritik 44(2), S. 5-32.
- Becker, David (2006): Die Erfindung des Traumas – Verfochtene Geschichten, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Bohleber, Werner (2017): »Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse«, in: Marianne Leuzinger-Bohleber/Ulrich Bahrke/Tamara Fischmann/Simon Arnold/Stephan Hau (Hg.), Flucht, Migration und Trauma. Die Folgen für die nächste Generation, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 25-86.

- Chasseguet-Smirgel, Janine (1989): »Reflexions on some Thought Disorders in non-Psychotic Patients. Certain Disturbances of Thinking in Individuals and Groups«, in: *The Scandinavian Psychoanalytical Review* 12(1), S. 5-21.
- Ehlert-Balzar, Martin (1996): Das Trauma als Objektbeziehung. Veränderung der inneren Objektwelt durch schwere Traumatisierung im Erwachsenenalter, in: *Forum der Psychoanalyse* 12, S. 291-314.
- Ferenczi, Sandor (1933): »Sprachverwirrung zwischen den Erwachsenen und dem Kind. Die Sprache der Zärtlichkeit und der Leidenschaft«, in: Sandor Ferenczi (Hg.), *Bausteine der Psychoanalyse Band 3*, Frankfurt a.M.: Ullstein, S. 511-525.
- Freud, Sigmund (1985): »Zur Psychotherapie der Hysterie«, in: *GW I*, S. 75-312.
- Fromm, Erich (1936): Studien über Autorität und Familie. Sozialpsychologischer Teil, in: Erich Fromm (Hg.), *Gesamtausgabe Band 1*, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, S. 139-187.
- Foucault, Michel (1967/1984): »Des espaces autres«, in: Michel Foucault (Hg.), *Dits et écrits II. 1976-1988*, Paris: Gallimard, S. 1571-1581.
- Grubrich-Simitis, Ilse (1979): »Extremtraumatisierung als kumulatives Trauma: Psychoanalytische Studien über seelische Nachwirkungen der Konzentrationslagerhaft bei Überlebenden und ihren Kindern«, in: *Psyche* 33(11), S. 991-1023.
- Gutwinski-Jeggle, Jutta (1992): »Trauma und Zeiterleben«, in: *Jahrbuch der Psychoanalyse* 29, S. 167-214.
- Hoppe, Klaus D. (1962): »Verfolgung, Aggression und Depression«, in: *Psyche* 16(9), S. 521-537.
- Kafka, Franz (1915/1976): »Vor dem Gesetz«, in: Max Brod (Hg.), *Franz Kafka. Gesammelte Werke, Band IV Erzählungen*, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 120-121.
- Keilson, Hans (1979): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern. Deskriptiv-klinische und quantifizierend-statistische follow-up Untersuchung zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden, Stuttgart: Enke.
- Lamnek, Siegfried (2005): Gruppendiskussion. Theorie und Praxis (2. Aufl.), Weinheim/Basel: Beltz.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne/Bahrke, Ulrich/Fischmann, Tamara/Arnold, Simon/Hau, Stephan (Hg.) (2017): *Flucht, Migration und Trauma: Die Folgen für die nächste Generation*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Leuzinger-Bohleber, Marianne/Hettich, Nora (Hg.) (2018): »Fremd bin ich eingezogen...«. STEP-BY-STEP: Ein Pilotprojekt zur Unterstützung von Geflüchteten in einer Erstaufnahmeeinrichtung, Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Loos, Peter/Schäffer, Burkhard (2001): *Das Gruppendiskussionsverfahren. Theoretische Grundlagen und empirische Anwendung*, Opladen: Leske und Budrich.
- Niederland, William G. (1961): »The Problem of the Survivor. Part I: Some Remarks on the Psychiatric Evaluation of Emotional Disorders in Survivors of Nazi Persecution«, in: Henry Krystal (Hg.), *Massive Psychic Trauma*, New York: International Universities Press, 1968, S. 8-22.

- Niederland, William G. (1968): »Clinical Observations on the ›Survivor Syndrome‹«, in: *The International Journal of Psychoanalysis* 49(2-3), S. 313-315.
- Schmithüsen, Gerd (2004): »Die Zeit steht still in rasender Eile«. Eine psychoanalytische Einzelfallstudie zu frühem Trauma und Zeiterleben«, in: *Psyche* 58, S. 293-320.
- Witzel, Hauke (2020): »Neues zur ›aufsuchenden Psychoanalyse‹ mit Geflüchteten – Das Sigmund-Freud-Institut im Psychosozialen Verbund Rhein-Main«, in: Andreas Schulz/Tamara Schwertel (Hg.), *Langer Sommer der Flucht. Fünf Jahre danach. Diskurse, Reflexionen, Perspektiven*, Opladen: Barbara Budrich, S. 261-280.
- Zimmermann, David (2012): *Migration und Trauma. Pädagogisches Verstehen und Handeln in der Arbeit mit jungen Flüchtlingen*, Gießen: Psychosozial-Verlag.

Interviews

Interview mit Herrn F. am 20.11.2018, Dauer: 00:49:06.

Fokusgruppe 1 mit Mitarbeiter*innen der Psychosozialen Zentren für Geflüchtete in Hessen am 05.11.2018, Dauer: 01:37:17.

